

Die Rothaarigen

Vielleicht ist es alles nicht wahr. Es hat sich überhaupt nicht zugetragen oder ganz anders. Die Gestalten sind nur durch Zufall in die Geschichte geraten. Sie haben vielleicht gar nicht mitgespielt, sie stammen aus einem andern Stück. Vielleicht existieren sie nur in den Träumen dieses Knaben, des blaßgesichtigen, rothaarigen Sohnes der – Camilla, der vom ersten Tag an nicht atmen wollte. Es stimmt vielleicht überhaupt nicht, daß er damals, durch das Naß der Nottaufe erschrocken, doch noch schrie, schon blau im Gesicht, wahrscheinlich schrie aus Empörung, zum Leben gezwungen zu werden. Oder doch nicht schrie. Wer weiß. Vielleicht meint die Geschichte einen anderen.

Der Knabe hat eine Vase zerschlagen und die Scherben falsch aneinandergefügt. Es geht nicht, sie zerfällt. Oder ein Wunder geschieht: Die Anordnung stimmt nicht, aber sie läßt sich dennoch zusammensetzen. Man könnte beinahe glauben, dies sei so gewesen.

Man könnte den Knaben auch strafen dafür, daß er die Vase zerbrochen hat und daß das Bild in Stücke ging, aber damit rettet man ja nichts, und man hätte auch Angst, dieses Kind zu schlagen, das am Ende, Gott behüte!, wieder Atemnot bekommt, wenn es weint. Lassen wir das. Versuchen wir, irgend etwas zu entziffern aus der zerrissenen Bilderfolge, und nehmen wir an, daß nicht der Knabe schuld ist, sondern daß die Vase von selbst zu Boden fiel, bei einem Erdbeben vielleicht, wie damals, als er zur Welt kam. -

Camilla betrachtete ihren Sohn manchmal, wenn er schlief, immer in Ängsten, dieses Geschöpf könnte plötzlich aufgehört haben zu atmen. Sie legte die Hand auf die blasse Wange und war erst beruhigt, wenn das Kind sich regte, den Kopf wendete, um unbelästigt weiterschlafen zu können. Die durchscheinenden Augenlider, die violetten Äderchen, die ein deutlich sichtbares Netz unter der Haut bildeten, die schmale Brust und die dünnen Glieder, alles schien nur durch ein täglich sich erneuerndes Wunder mit Leben erfüllt zu sein. Wahrscheinlich war es überhaupt einer göttlichen Fügung zu danken, daß dieses Siebenmonatskind im Alter von zwei Jahren noch lebte. Bis auf Camilla hatten alle den Knaben mehr als einmal aufgegeben, sei es die Hebamme, die gleich nach der Geburt die Nottaufe vollzog (worauf

der Antonio Lucio Genannte dann empört schrie!), sei es sein Vater Giambattista in dem Moment, als der Sohn zum erstenmal von Erstickungskrämpfen heimgesucht wurde. Zum Glück schrie der Knabe selten, wahrscheinlich, weil ihm das zu anstrengend war.

„Mach keinen Lärm, er schläft“, sagte Camilla, als Giambattista hereinkam.

„Er schläft doch immer.“ Giambattista legte die Geige beiseite.

„Warst fiedeln?“

„Ich mag nicht, wenn du fiedeln` sagst! Ich habe ausgeholfen bei der Vesper in San Marco, ja.“

Camilla legte ihm die Arme um den Hals. „Ich meine es doch nicht böse, höre es ja selbst gern. Aber daß du den Laden darüber so ganz vernachlässigst ...“

„Du wirst sehen, wir leben bald wie der Duce in seinem Palazzo. Mit der Musik kann ich viel mehr verdienen, als wenn ich den Leuten die Bärte abraziere.“ Er streichelte vorsichtig den runden Bauch der Frau. „Ob es wieder ein junge wird?“

„Hauptsache, es ist gesund“, entgegnete sie und blickte zum Kinderbett, wo Antonio regungslos schlief. Giambattista befreite sich behutsam aus Camillas Umarmung und trat zu dem Kleinen. „Wir werden viele Kinder haben“, sagte er und zeigte mit der Hand verschiedene Größen an, bis er sich am Ende auf Zehenspitzen stellen mußte. „So viele, wie die Orgelpfeifen!“

Camilla lachte.

Antonio wachte auf und begann zu quengeln. Schnell nahm ihn die Mutter auf den Arm, damit er ja nicht zu schreien anfange - wegen seines schwachen Atems. Giambattista strich mit dem Finger über die seidigen roten Strähnen auf dem winzigen Kopf. „Aussehen wird er wie ich, ein ‚Rosso‘.“

„Nur halb so kräftig“, meinte Camilla.

„Ich werde ihn zu Don Filippo in die Priesterlehre geben“, sagte Giambattista, „Gott soll unsere Kinder segnen.“ Womit die Sache seiner Ansicht nach zukünftig in Ordnung zu gehen hatte.

Antonio zeigte wenig Interesse an seiner Umwelt. Er wollte nicht sprechen, reagierte nur, wenn die Mutter ihn anredete, und entwickelte wenig Ehrgeiz darin, sich die aufrechte Gangart anzueignen. Die kleine Schwester war ihm der liebste Umgang. Man konnte den Knaben bedenkenlos mit Gab-

riella allein lassen. Stundenlang saß er neben ihr und starrte sie an. Manchmal fiel er selbst darüber in Schlaf.

„Es wird am Ende doch kein Tölpel sein?“ fragte Camilla ängstlich.

„Meine Kinder sind keine Tölpel“, gab Giambattista zurück, „Antonio ist nur noch nicht fertig damit, die zwei Monate aufzuholen, die er zu früh auf die Welt gekommen ist.“

Gelegentlich raffte sich das Kind auf, unter großer Willensanstrengung, wie es schien, „Mama“ zu sagen; das war über lange Zeit die einzige Konversation, die es mit einem Familienmitglied führte. Aber eine gewisse zweckgebundene Intelligenz ließ es immerhin erkennen. Antonio hatte nämlich ziemlich bald begriffen, womit er sich jeglicher Belästigung erwehren konnte: Sobald man etwas von ihm verlangte, wozu er keine Lust hatte, wie zum Beispiel Essen und Laufen, begann er lauthals zu blöken, worauf Camilla ihn sofort zu beruhigen suchte, damit er ja keine Atembeklemmung bekäme. Dieses Mittel beherrschte der Knabe bald perfekt, was zur Folge hatte, daß er spindeldürr blieb und weiterhin auf allen vieren herumkriechen durfte, wie es ihm bequemer war.

Giambattista, zwar erst Ende Zwanzig und ursprünglich von anderer Zunft, nämlich Barbier, galt in Venedig als ausgezeichneter Geiger. Solch ein Ruf bedeutete in dieser Stadt nicht wenig, denn irgendein Instrument beherrschte so ziemlich jeder; nicht zuletzt hingen in jedem Frisiersalon Instrumente herum, mit denen sich die Kunden die Wartezeit vertreiben konnten. Aber wenn sich einer mit solcher Leidenschaft zur Musik hingezogen fühlte wie Giambattista und zudem Talent besaß, so ließ sich schon etwas daraus machen, und dann mußte man eben auch das Rasiermesser Rasiermesser sein lassen und statt dessen den Geigenbogen in die Hand nehmen. Gebraucht wurde man immer irgendwo. Es gab schließlich acht Operntheater in der Stadt und unzählige Orchester, angefangen bei den Kirchenkapellen bis zu denen der Nobilitá. Und Giambattista hatte ganz recht mit seiner Behauptung, daß in diesem Beruf der Verdienst besser sei als in dem erlernten. Es bereitete ihm auch viel mehr Freude, bis spät in die Nacht hinein Violine zu üben, als beim Geflacker der Funzel Perücken zu knüpfen. So nahm diese Beschäftigung in dem Maße ab, wie die andere zunahm.

Camilla und die beiden Kinder schliefen meistens schon, wenn Giambattista abends aus dem Theater oder vom Konzert heimkam. „Fremdgehen“ nannte

Camilla sein Musizieren. Manchmal übte er zu Hause noch ein wenig, ehe er selbst Ruhe fand. Die Familie war es gewohnt. Sie hörten es und schliefen sofort wieder ein. Bis auf Antonio. Der Vierjährige zählte zu jenen Wesen, die nur lichter Ruhe bedürfen, immer ängstlich an der Oberfläche des Sichverlierens. Oft lag der Knabe noch lange wach und hörte den Klängen der Violine zu. Er fand das sehr schön, denn es vertrieb die Nachtmahre, die ihn heimsuchten. Da waren Fratzen, die sein Bett umlagerten, und er wagte nicht, sich zu rühren, drückte sich mit weit aufgerissenen Augen an die Wand. All das konnte die Musik bannen.

Einmal spielte der Knabe draußen vor dem Haus, auf dem sandigen Campo San Giovanni in Bragora. Er besaß genug Phantasie, um sich allein zu beschäftigen. Und dabei sang er auf einen Text, den es nicht gab, auf eine Aneinanderreihung von Vokalen eine Melodie, die Giambattista am Vorabend geübt hatte, völlig tonrein und über zwölf Takte. Der Vater hörte es durch das geöffnete Fenster, ließ den Kunden eingeseift sitzen, lehnte sich heraus und verlangte: „Sing das noch mal!“ Wobei ihm in dem Augenblick entfallen war, daß Antonio sich weigerte zu verstehen, was man ihm sagte. Doch zur großen Verwunderung Giambattistas hatte sein Sohn die Forderung zum einen durchaus begriffen, und zum anderen wiederholte er die Melodie ebenso vollendet wie zuvor.

„Camilla, habe ich nicht immer gesagt“, rief der Vater, „daß meine Kinder keine Tölpel sind!“

Mit diesem Ereignis hatte sich nicht nur des Knaben Musikalität offenbart, sondern auch daß er jeden Satz verstand, den man an ihn richtete. Giambattista hatte endlich eine Basis gefunden, auf der er sich mit Antonio beschäftigen konnte: er spielte ihm auf der Geige etwas vor, und der Knabe sang es nach, wobei er zum erstenmal in seinem Leben bei irgendeiner Angelegenheit Ausdauer zeigte. Der Bann war gebrochen. Es währte keine Woche, daß man sich mit dem Kind beschäftigte, da machte es den Mund auf und begann zu sprechen, lief in der Gegend herum, ohne ständig auf die Nase zu fallen, ja, begann sogar mit größerem Appetit zu essen, was freilich keine sichtbaren Auswirkungen hatte. Antonio blieb das dünne Kerlchen mit dem spitzen Gesicht, da ließ sich nun nichts mehr ändern.

Jedesmal, wenn der Vater zur Geige griff, forderte der Knabe: „Ich auch!“ Doch wie sollte das gehen? Der Wicht hätte ja nicht einmal eine Viertelgeige

länger als fünf Minuten halten können. Also mußte es vorläufig beim Singen bleiben, und Mutter Camilla war das auch ganz recht, daß das Kind nicht gar so früh „verdorben“ wurde.